

K.
Oktober 1944.

10. Heft

Monatshefte
für Kultur und
Verkehrswerbung

6. Jahrgang.

Für die Heimat

Turatkätter von der Aare bis zum Rhein

Inhalt:

1. Aus dem Leben von Karl Jauslin v. C. d.
2. Der Kanton Reinach. Müller
3. Die Wasserversorgung Hochwald
4. Burgen und Ruinen zwischen Aare u. Rhein.

mumu Archiv Museum Muttenz

(Gedruckt i. d. Genossenschaftsdruckerei
Volksfreund, Laifew)
H. Bern.



FÜR DIE HEIMAT

JURABLÄTTER VON DER AARE ZUM RHEIN

6. Jahrgang

1944

10. Heft

Aus dem Leben von Karl Jauslin.

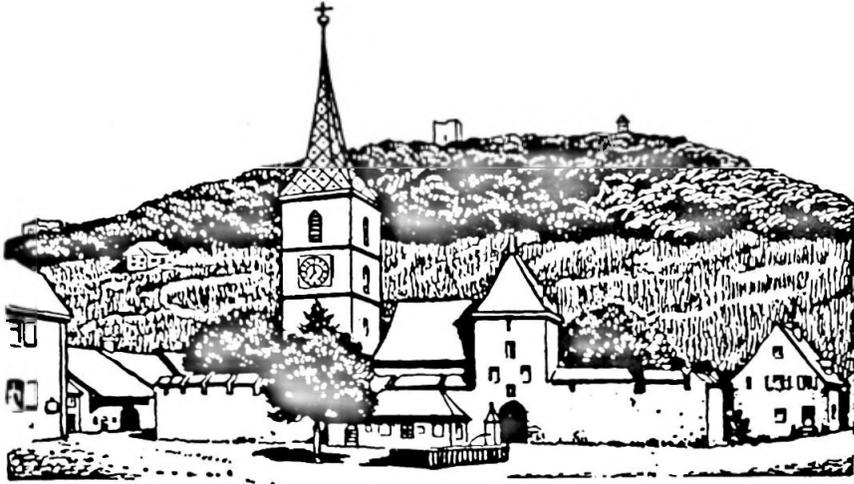
Von C. A. Müller.

Jede Landschaft bringt die Menschen hervor, die zu ihr gehören. Es ist kein Zufall, wenn in der burgenreichsten Gegend des Juras der Maler einer längst entschwundenen Zeit und ihrer Helden geboren worden ist. In das kleine ärmliche Stübchen, in welchem am 21. Mai 1842 Karl Jauslin zur Welt kam, blickten die drei Burgen des Wartenbergs ob MuttENZ hinein. Die Eltern mochten wohl nie gedacht haben, dass ihr Bub dereinst mit Burgen und Schlössern, Königen und andern Grossen dieser Welt in bestimmte Beziehungen treten würde. Der Vater, ein bescheidener Steinbrecher, und die Mutter, die aus wohlhabendem Bauernhause stammte, aber aus Liebe die Armut gewählt hatte, waren beide alteingesessene MuttENZer und wie ihre Vorfahren kaum je aus dem Bannkreis des festen MuttENZer Kirchturms herausgekommen. Des Bübchens Grossvater allerdings war mit einem grösseren Geschehen verbunden worden dadurch, dass er in den Wirren zwischen Stadt und Land 1855 als «Revoluzzer» die Trommel rührte und beim Sturm gegen die Basler verwundet wurde.

Vater Jauslin suchte, als sich die Familie vergrösserte, bessern Verdienst und meldete sich darum zum Polizeidienst des noch jungen Landkantons. Vorerst wies man ihm die Stelle eines Schliessers in der Strafanstalt in Liestal zu. Oft nahm er auf seine Dienstgänge den kleinen Karl mit, der auf diese merkwürdige Weise erstmals mit der Welt in Berührung trat. Ein Gefangener hatte den Dreikäsehoch ins Herz geschlossen; ein Flüchtling aus dem badischen Aufstand war's, der in Liestal eine Strafe absitzen musste. Dieser, wohlgebildet und aus gutem Hause, weswegen er stets seinen Namen verschwieg, um seinen Angehörigen keine Schande zu machen, tröstete sich mit dem Kleinen über die verlorene Zeit hinweg, lehrte Karl mit dem Bleistift umgehen und erzählte ihm mancherlei Geschichten, besonders auch aus der Vergangenheit der Schweiz. Das gelehrige Kind hielt es tagelang bei dem Gefangenen aus; nachhaltigste Eindrücke gingen von diesen Stunden aus, die bestimmend auf das Talent des kleinen MuttENZer Bürgers einwirkten.

Die Zeiten waren ohnehin kriegerische; was Wunders, wenn dies die Bubenwelt von damals anzog. Ist es heute anders? Kaum erst in der Liestaler Schule, begann Karl als Sechzehnjähriger ein Skizzenheft, das noch heute erhalten ist. «Die Zolltaten», französische Soldatenfiguren hat er darin für sich festgehalten.

Da sich der Vater oft versetzen lassen musste, führte die Familie ein unstetes Leben. «Es war entsetzlich, dieses ewige Aendern und Wandern»,



MuttENZ, Kirche mit Wartenberg.

schrieb Karl Jauslin noch als gereifter Mann von dieser Kinderzeit. Kaum waren er und seine Schwestern irgendwo eingelebt, so ging's schon bald wieder anderswohin, — von Liestal nach Sissach, von Sissach nach dem Roten Haus am Rhein, wo der Schulweg die Kinder durch die Hard nach MuttENZ führte. ein Waldspaziergang, den Karl nie mehr vergass, und vom Roten Haus ging's wieder nach Allschwil. Hier im Grenzdorf erlebte der Bub mancherlei Abwechslungsreiches, besonders wenn er mit dem Vater den Grenzpfählen entlangstreifte, Napoleonischen Reitern begegnete oder gar Verhaftungsszenen und kleine Gefechte miterlebte. Der Allschwiler Lehrer Bürgin war zudem ein Mann nach Karlis Herzen, der die Buben nicht nur Speerstoss und Schwertkampf lehrte, sondern sogar einmal eine kleine Schlacht von Sempach veranstaltete.

Aber auch in Allschwil, wo die Wohnung höchst erbärmlich und des Vaters Dienst überaus streng gewesen war, galt es wieder zu scheiden. Als Unteroffizier kam Vater Jauslin nach Waldenburg, das die Familie endlich für längere Zeit zu beherbergen versprach. Der kleine Karl fand sich im Städtchen bald zurecht und besuchte dort auch die Bezirksschule. Zeichnen und Geschichte waren ihm die liebsten Fächer und wuchsen sich immer stärker dazu aus. Noch sind manche seiner Skizzen aus der Waldenburgerzeit erhalten und zeigen, dass sich der Knabe lebhaft für seine Umwelt interessierte. Nicht nur das Städtchen musste gezeichnet und gemalt werden, auch seinen Vater hat er als schnauzbärtigen Landjägerkorporal festgehalten. Das war einer der vielen Beweise von Karls Anhänglichkeit an die Seinen, die lebenslang nie nachliess. Auch der rührende Neujahrswunsch von 1854 an seine Eltern zeigt uns wohl die schlechte Orthographie des Zwölfjährigen, lässt diesen kleinen Mangel aber durch sein Maltalent und die tiefe Liebe zu seinen Eltern überstrahlen.

Ueber das Waldenburger Idyll brach jähes Unglück herein. Der Vater hatte auf der Jagd nach einem Schelmen diesen erst nach längerem Kampf

verhaften und nach Waldenburg bringen können. Von da an war Vater Jauslins Gesundheit untergraben. Noch erlebte er seine Versetzung nach Arlesheim. Hier aber starb er im kalten Januar 1858 und wurde nach Muttenz zu Grabe gebracht. Das war ein schwerer Schlag für die Familie.

Karl musste sich von seinen Jugendträumen losreissen und ins harte Leben hinaus, um sofort den Seinen das nötige Brot zu verdienen. Als Maurerhandlinger arbeitete er in Basel, wurde aber, da er von Natur eher schwächlich war, bald krank davon; auch setzte ihm der weite Weg an seine Arbeitsstätte sehr zu. Der Familie gingen von neuem die Batzen aus. «aber das Klagen war nicht unsere Sache, wir darboten, litten und schwiegen», berichtet er später in seinen Jugenderinnerungen.

Ein reicher Herr in Arlesheim, Achilles Alioth, erbarmte sich der Not. Karl und seine ältere Schwester Emma fanden in dessen Fabriken in Dornach Arbeit und Brot. Aber das befriedigte den Jüngling nicht; nach zweijährigen seelischen Qualen lief er davon. Aus Verzweiflung hatte er in dieser Zeit den grössten Teil seiner früheren Zeichnungen und Bilder verbrannt, weil ihm schien, diese und sein Talent seien schuld daran, dass er bei der Fabrikarbeit nicht glücklich werden konnte. Mit dem Rest der Bilder, der ihm geblieben, raffte er sich auf und klagte dem Fabrikherrn sein Leid. Alioth tat das Mögliche und schickte den Jungen nach Basel zu Malermeister Thommen in die Lehre.

Elf Jahre lang war Karl Jauslin hier mit Malen von Theaterkulissen, Blumen, Rouleaux und Ornamenten beschäftigt. Das Geld, das er dabei verdiente, gab er alles seiner Mutter ab und gönnte sich kein Vergnügen. Innerlich war er unbefriedigt geblieben und suchte sich daher auf alle nur erdenkliche Weise weiterzubilden. So besuchte er nach Feierabend noch manche Zeichenstunden in Basel und kam oft erst spät in der Nacht zu Fuss nach Muttenz heim. Er schrieb selber über diese Jahre, dass er bei seinen Lehrern manches Lob wegen seines Fleisses erntete, «überhaupt füllte ich meine freie Zeit mit Zeichnen, Modellieren und Dichten aus und konnte beim schönsten Wetter zu Hause sitzen, ich lebte eben in einer andern Welt.»

1868 starb unerwartet sein Meister. Jetzt verband er sich mit einem andern Flachmaler, für den er Rouleaux und Oefen malte. 1870, als der deutsch-französische Krieg ausbrach, brauchte man in Deutschland Schlachtenmaler. Karl Jauslin schickte eine Probe seines Könnens an den Verleger der Zeitschrift «Ueber Land und Meer», worauf er sogleich engagiert wurde. nach Stuttgart zog und sich nun neben seiner Tätigkeit als Illustrator an den dortigen Schulen weiterbildete. Mit eisernem Fleisse besuchte er die Vorlesungen der damaligen Kunstwissenschaftler, und auf deren Fahrten mit ihren Schülern war er stets einer der Rührigsten und brachte darum auch Bleistiftzeichnungen aus Rothenburg ob der Tauber nach Hause, die zum Feinsten gehören, was man an Architekturskizzen aufnehmen kann.

Die Freunde in Stuttgart konnten ihn nicht halten, sein Lerneifer zog ihn bald weiter. Nach einem Aufenthalt in Ludwigshafen, wo er einen Auftrag zu erledigen hatte, fuhr er nach Wien, wo er beim kaiserlichen Bibliothekar und Historiker von Lützow freundlich aufgenommen wurde. In der Donaustadt fand er in Museen und Bibliotheken soviel Anregung, dass ihm zweieinhalb Jahre wie im Fluge vorüberzugehen schienen. Gern hätte er sich



Karl Jauslin.

Nach einer Photographie.

besonders mit der Kunst des damals in Wien wirkenden grossen Malers Anselm Feuerbach vertrauter gemacht, aber es kam nicht zu einem Eintritt in dessen Atelier, da der Künstler plötzlich starb.

Wie Jauslin selber berichtet, war ihm dieser Tod schmerzlich zu Herzen gegangen. Er hatte sonst schon in Wien nicht so fleissig gezeichnet wie gewohnt, mehr nur studiert; doch was er in der dortigen Fremde geschaffen, ist

immerhin manch reizvolles Blatt, so Skizzen aus dem Wiener Volksleben, oder eine «Galante Szene» des 18. Jahrhunderts (April 1875).

Aus dieser seiner Unsicherheit rettete ihn 1876 ein Ruf aus der Schweiz, an den Vorbereitungen für die Feier der Schlacht von Murten mitzuwirken. Mit grosser Freude ging er darauf ein — offensichtlich hatte ihn das Heimweh geplagt.

Gemeinsam mit den Künstlern Roux und Bachelin entwarf er das riesige Festalbum, das ihn in weiten Kreisen bekannt machte. Fortan nahmen die Illustrationen zur Schweizergeschichte den breitesten Raum in seinem Schaffen ein. Wo es in der Schweiz damals ein historisches Fest zu feiern galt, durften Karl Jauslin und seine Kunst nicht fehlen. Es war die Zeit, wo unsere historischen Museen entstanden und die Bedeutung der Geschichte für die Gegenwart erstmals ins Volksbewusstsein trat. Manches hatte die Forschung noch nicht klar dargetan, und so ist es nicht verwunderlich, wenn es auch Karl Jauslin, einem Kind des Volkes, nicht immer gelang, geschichtliche Vorgänge der Wirklichkeit entsprechend darzustellen. Darum ist es auch weit erfreulicher, seine sinnigen Bilder zu den von der Basler Dialektdichterin Emma Kron verfassten Büche «Bilder aus dem Basler Volksleben» zu betrachten, die ins Kinderland führen und deshalb allem Pathos abhold sind.

Seit Karl Jauslin wieder in der Schweiz weilte, die er fortan nur noch für kurze Reisen nach Stuttgart verliess, hatte er sich bei den Seinen in Muttenz heimisch gemacht. Alles was er durch seine unermüdliche Arbeit erwarb, liess er seiner Mutter und seinen mit einer Ausnahme ledig gebliebenen Schwestern zugute kommen. Er selber hatte sich schon in jungen Jahren das Heiraten aus dem Kopfe geschlagen, als sein Liebchen mit ihren Eltern nach Amerika ausgewandert und für ihn verschollen war. 1886 erkaufte er für sich und seine Angehörigen das kleine Haus an der Burggasse zu Muttenz, am Fusse des Wartenbergs, das, gänzlich vom Efeu eingeponnen, der letzten seiner überlebenden Schwestern, der heute 92jährigen Lina Jauslin als stille Altersklausur dient.

Immer war Karl Jauslin bei der Arbeit und trat darum im Gemeindeleben wenig hervor. Nur bei den Muttenzer Sängern und Turnern war er ein gern gesehener, wenn auch schrulliger, so doch humorvoller Gast.

Um die Wende des 19. zum 20. Jahrhunderts war Jauslins Kunst auf ihrer der Mode der Zeit angepassten Höhe angelangt. Seine Schweizer-Geschichtsbilder hatten ihn allenthalben bekannt gemacht.

Als am 28. September 1904 in Liestal das Bauernkriegdenkmal eingeweiht werden sollte, da zog Jauslin die Kleidung eines alten Schweizerkriegers an, in der er sich mehr als einmal selber gemalt hatte. Eben wollte er sich mit dem neuen Banner, das er selber entworfen, an die Spitze des Festzuges stellen, als er vom Schlage gerührt, zu Boden sank. Man brachte ihn erschrocken nach Hause, wo ihn seine Angehörigen drei Wochen lang aufopfernd pflegten, ohne dass er wieder zu sich gekommen wäre. Am 15. Oktober 1904 trug man ihn unter grosser Beteiligung zu Grabe. Turner trugen ihn im Sarg von der Burggasse auf den Friedhof, und eine grosse Trauerfeier blieb den Teilnehmern bis heute unvergessen. Doch nicht dies allein, auch nicht die spätere Beisetzung seiner Gebeine in der Nähe des Grabes seines Vaters im alten Kirchhof, hielt die Erinnerung an den bedeutsamen Muttenzer wach: Vor al-

lem taten dies die «Bilder zur Schweizergeschichte», die seit ihrem ersten Erscheinen in unzähligen Büchern gedruckt und von grossen und kleinen Schweizern bestaunt und verehrt wurden. Damit lebt sein Werk weiter. Wenn es auch nicht als vollendete Kunst anerkannt wird, so muss man es doch als Volkskunst werten. Wenn er vom einfachen Volke her Dank erntet, so bedeutet das dem schlichten Muttenzer Bürger wahrhaftig genug.

Der Kanton Reinach.

Von Carl Jungmann.

Ja, das gab es einmal, wenn auch nicht in der Bedeutung eines selbstherrlichen schweizerischen Kantons, sondern eines französischen Verwaltungskreises. Aber immerhin, Reinach muss vor 150 Jahren ein Dorf von etwelcher Bedeutung gewesen sein, wie übrigens scheinbar auch früher schon.

Anlässlich des Umbruchs der politischen Verhältnisse im Jahre 1792 wurden beim Aufbau der Raurachischen Republik die beiden bischöflichen Vogteien Birseck und Pfeffingen in einen Kanton zusammengefasst mit Reinach als Hauptort. Es zählte damals 520 Einwohner, Allschwil 795, Aesch 743, Therwil 740, Oberwil 615, Arlesheim 582, Ettingen 435, Grellingen 280, Pfeffingen 245, Duggingen 205 und Schönenbuch 151.

Wie erklärt sich, dass das von der Kriegsfurie in früheren Jahrhunderten so oft und schrecklich heimgesuchte und infolgedessen verarmte Dorf an die Spitze der elf Gemeinden gesetzt wurde? Die Antwort ist mit der Tatsache gegeben, dass es im Laufe der vorangehenden siebenzig Jahre durch die Initiative eines tüchtigen bischöflichen Beamten wirtschaftliches Zentrum des Oberamtes Birseck, zum Teil sogar aller drei deutschen Vogteien Birseck, Pfeffingen und Zwingen geworden war. Mit einigen Strichen soll dieser Werdegang gezeichnet werden.

Das Bistum Basel gehörte als staatliches Gebilde zum deutschen Reich, war aber von ihm getrennt, zwischen Frankreich und die Eidgenossenschaft eingezwängt. Der vorgeschobene nordwestliche Zipfel, vor allem die sieben Birseckdörfer wurden immer wieder in den Strudel der Reichskriege hineingezogen, wobei das inmitten der Birsebene liegende Reinach besonders schwer zu leiden hatte. Im Schwabenkrieg musste seine Bevölkerung nach dem Tschäpperle evakuiert werden, im Dreissigjährigen Krieg nach Dornach. Nach diesem letzten Gewitter sollen nur noch drei Häuser bewohnbar gewesen sein, und die Kirche glich eher dem Stall zu Bethlehem als einem Gotteshaus, wie es in einem Visitationsbericht heisst. Es dauerte denn auch Jahrzehnte, bis sich das Dorf einigermaßen erholt hatte. Aeltere Leute behaupten, vor 60, 70 Jahren wären noch Spuren dieser Verwüstung vorhanden gewesen.

Gewitzigt durch die Erfahrungen des Dreissigjährigen Krieges schloss sich der Fürstbischof fester an die Eidgenossenschaft an. Er verbündete sich mit den katholischen Orten, sodass das Bistum in den Verteidigungsring der Eidgenossenschaft einbezogen wurde. Es erfreute sich denn auch in der Folge eines dauernden Friedens und blieb von den zahlreichen Kriegsgewittern des 18. Jahrhunderts verschont.

Nach der Trennung von Stadt und Bistum Basel im Jahre 1528 hatte das der Stadt zunächst liegende Amt Birseck ein weltverlorenes Dasein geführt. Die Landstrasse, die sogenannte Baselstrasse über Arlesheim und Dornachbrugg berührte es sozusagen nur. Die sieben Gemeinden waren unter sich nur durch schlechte Feldwege verbunden. 1655 konnte allen Ernstes der Vorschlag gemacht werden, den Feldweg Reinach-Basel eingehen zu lassen, d. h. ihn umzuackern, um mit seinem Ertrag die Kompetenzen des Pfarrherrn zu erhöhen, so dass er ein oder zwei Stück Vieh halten könnte.

Als sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Bistum von den Folgen des Dreissigjährigen Krieges erholt hatte und die ökonomischen Verhältnisse sich sichtlich besserten, begann die bischöfliche Verwaltung die drei deutschen Vogteien besser als bisher in das Verwaltungssystem einzugliedern. Dabei wählte sie als wirtschaftliches Zentrum der Vogtei Birseck Reinach, da es zentraler lag als das politische Zentrum Arlesheim, von dem aus man nur über fremdes Gebiet, das eidgenössische Dornachbrugg, in die andern Dörfer gelangen konnte. 1724 liess sie in Reinach ein Salzmagazin erstellen, in das französisches, später auch bayrisches Salz eingelagert wurde und von dem aus alle Dörfer der drei Vogteien mit diesem unentbehrlichen Lebensmittel versorgt wurden. Auf dem Dachboden des Magazins liess sie die bischöflichen Zehnt- und Bodenzinsfrüchte einlagern, woraus sich nach und nach eine Schaffnei, die Birseck-Einnemerei, entwickelte. Dieser Geschäftsbetrieb zwang zur Anlage von Strassen. 1729 begann man mit dem Bau einer Landstrasse mitten durch das Amt von Allschwil über Therwil nach Reinach mit Anschluss an die Baselstrasse bei Aesch und mit den Nebenstrassen Reinach-Dornachbrugg und Reinach-Basel. So wurde Reinach ein Verkehrsknotenpunkt. Diese seine verkehrsgeographische Bedeutung wurde unterstrichen durch die Errichtung eines Hauptzollbureaus und eines Postbureaus bei Einführung der Pferdepst.

Das Dorf blühte wieder auf; neues Leben blühte aus den Ruinen, äusserlich erkennbar in den über die Notdurft hinausweisenden Zeichen des Strebens nach künstlerischer Gestaltung des Lebensraumes. So entstanden «das schönste Haus» mit dem wahrscheinlich von Niklaus Kury stammenden Relief, die Rokoko-Zierarten am und im Goldenen Schlüssel und das grosse Wegkreuz am Dorfausgang, vermutlich auch von Bildhauer Kury geschaffen. Wie nun 1792 die Raurachische Republik zu organisieren war, bildete Reinach als staatswirtschaftliches Zentrum einen festen Punkt. Es besass zudem im Salzschnaffner Major Götz einen Mann, dessen Namen ausserhalb des Dorfes einen guten Klang hatte. Er war der älteste Sohn des Franz Anton Götz, eines eingebürgerten Elsässers, der ein halbes Jahrhundert lang in Reinach alle Zügel der Verwaltung fest in Händen gehalten hatte. Major Franz Felician Götz war ein ausserordentlich anpassungsfähiger Mann. Hatte er sich 1790 noch «in niedrigster Untertänigkeit» vor dem geistlichen Oberherrn verneigt, so versicherte er die französische Oberbehörde im zweiten Jahre der einen und unteilbaren Republik (1794), als «treuer Mitbürger» und officier municipal bereit zu sein, sich «mit wärmstem patriotischen Eifer gebrauchen zu lassen»: im bürgerlichen Kleid ein echter Untertanengeist.

Dem Kanton Reinach war eine Lebensdauer von acht Jahren beschieden. 1800 verschwand er von der politischen Karte, sein Gebiet wurde mit dem

ehemaligen Oberamt Zwingen zum Kanton Laufen vereinigt. Warum Reinach der Kommandostab entzogen und das Dorf wieder in Reih und Glied zurückversetzt wurde, auf diese Frage vermag ich noch keine historisch einwandfreie Antwort zu geben. Verschiedene Ursachen können zusammengewirkt haben. Möglich, dass nur administrative Zweckmässigkeit entscheidend gewesen war, möglich auch, dass die Einwohner nicht dem Schicksalsruf entsprechend zu handeln verstanden, sondern ob kleinlichen persönlichen Interessen das Wohl der Gemeinde als Ganzes vergassen. Die Freiheit wird gefährlich für jedes Gemeinwesen, dessen Glieder den Blick für das Ganze aus den Augen verlieren und alles mit dem Masstab unmittelbar persönlichen Nutzens messen.

Die Wasserversorgung Hochwald.

Von Walter Brosi.

Es sind noch keine 15 Jahre her, da trug jede Familie im stillen Dörfchen «Hobel» im Schwarzbubenland das Wasser vom Dorfbrunnen nach Hause, wie man es seit altersher gewohnt war. Der Wasserhahn im Hause war zwar nicht unbekannt, aber zu einer modernen Wasserversorgung hatte es bis dahin nicht gereicht. Das Wasserholen am Dorfbrunnen war eine Selbstverständlichkeit, und keiner nahm Anstoss daran. Was die Alten schon Jahrzehnte, ja Jahrhunderte taten, konnte auch die jüngere Generation ohne Murren tun. Ich selber musste in meiner Jugendzeit manchen Kübel Wasser nach Hause tragen.

Vor 1880 hatte unser Dorf nur 3 Brunnen auf 600 Einwohner. Jeder Brunnen wurde direkt aus einer Quelle in der Nähe gespiesen. Einige Häuser hatten auch Sodbrunnen zur Verfügung, in welche einiges Grundwasser floss, aber in der Regel wurden sie durch Regenwasser gefüllt. Die grossen Gehöfte Herrenmatt und Ziegelscheuer bezogen ihr nötiges Wasser lediglich aus Sodbrunnen.

Mit dieser primitiven Anlage kam man mit der Zeit nicht mehr aus, und es wurde deshalb Umschau nach neuen Quellen gehalten. Da Hochwald aber auf einem wasserdurchlässigen Kalkplateau liegt, war es schwer, in der Nähe Wasser zu finden.

In den 1880er Jahren wurde durch die Firma Rapp in Basel an dem Hang, der gegen das Tiefenthal abfällt, auf einer Höhe von ca. 640 m ü. M. eine Quelle von 20 Minutenliter Ergiebigkeit gefasst und in einem Stollen in die Brunnstube nördlich des Dorfes geleitet. Diese neue Fassung gestattete es, jedem der drei bestehenden Dorfbrunnen eine zweite Röhre anzufügen und im Oberdorf, das bisher keinen Brunnen besass, einen vierten Brunnen zu erstellen. Bei Wasserknappheit reichte der Druck aber nicht aus, um diesen letzteren Brunnen zu speisen, und die Leute waren genötigt, das Wasser aus dem Unterdorfbrunnen, der ungefähr 10 m tiefer liegt, zu beziehen und auch das Vieh dort zu tränken.

Ein Problem für sich bildete in trockenen Jahren die Versorgung der Einwohner mit Trinkwasser. Der Gemeinderat rationierte dann jeweils das Wasser so, dass jeder Haushaltung eine halbe Stunde pro Tag, die Nacht inbegriffen, zum Wasserholen eingeräumt wurde. In diesen Zeiten wurde mit dem Wasser sorgfältig umgegangen und kein Tropfen unnütz verschwendet. Für Feuerlöschzwecke stand ein Löschweiher zur Verfügung, der in der Hauptsache vom Brunnenabwasser gespeist wurde.

Anno 1900 hatte Hochwald einen Grossbrand, bei dem drei Scheunen vollständig niederbrannten. Dieser Brand gab Anlass, das Problem einer modernen Wasserversorgung ins Auge zu fassen. Aber es gingen Jahre dahin und es dauerte bis 1912, bis etwas unternommen wurde. Der Gemeinderat beabsichtigte die Fassung einer Quelle im «Hutzmen», stiess aber auf ziemlichen Widerstand bei Privateigentümern, woraus schliesslich ein Prozess erwuchs, der für die Gemeinde verloren ging und ihr einen schönen Batzen Geld kostete. Dadurch kam die Wasserversorgungsfrage wieder gänzlich in Vergessenheit.

Am 1. August 1914, als fast alle Bewohner des Dorfes mit Feldarbeiten beschäftigt waren, tönten die Sturmglocken übers Tal. Da schon einige Zeit Kriegswolken am Horizont aufgetaucht waren, glaubte man im ersten Augenblick, der Krieg sei ausgebrochen. Ein Blick nach dem Dorfe belehrte aber die Leute eines andern. Mächtige Rauchwolken stiegen zum Himmel und da wusste man, was es geschlagen hatte. Als die ersten Männer im Dorf ankamen, war die Feuerspritze schon an Ort und Stelle und die Schlauchleitungen teilweise gelegt. Einige beherzte Frauen und Töchter, die zu Hause ihren Arbeiten nach gegangen waren, hatten die bestehende grosse Gefahr erkannt, die infolge des starken Windes für das Dorf bestand, und hatten die Alarmglocke gezogen und die Feuerspritze samt den Leitungen installiert. Dadurch war es möglich, das Feuer auf ein kleines Gebiet zu beschränken. Diesem Feuer fielen die drei gleichen Scheunen zum Opfer, die schon im Jahre 1900 vollständig ausgebrannt waren. Am folgenden Tage wurde die Mobilmachung der gesamten Armee verkündet, die wehrhaften Männer mussten einrücken. Die vielen Arbeiten, die nun den zurückbleibenden Frauen und älteren Männern oblagen, und die schweren Alltagssorgen liessen die Brandkatastrophe bald vergessen und auch die Wasserversorgung wurde auf spätere, bessere Zeiten verschoben. 1915 äscherte eine Feuersbrunst neuerdings ein Wohnhaus samt Scheune und Stall vollständig ein.

Der Weltkrieg 1914—1918 ging vorüber, ohne dass weitere Schritte in der Wasserversorgungsfrage unternommen worden wären. Brände in den Nachbargemeinden und trockene Jahre zerrten die Frage der Wasserversorgung zwar erneut für kurze Zeit ans Tageslicht und brachten die Gemüter in Wallung. Auch das kantonale Sanitätsdepartement und das kantonale Feuerwehrenspektorat empfahlen der Gemeinde dringend eine hygienische und moderne Wasserversorgung.

Im Jahre 1923 wurden dem Gemeinderat durch die Firma W. & J. Rapp aus Basel drei Projekte zur Prüfung unterbreitet:

1. Das Fassen von Grundwasser im Talboden südlich des Dorfes.
2. Die Zuleitung der Dietelquellen von Bretzwil und
3. Die Fassung der Duftbachquelle oberhalb Büren.

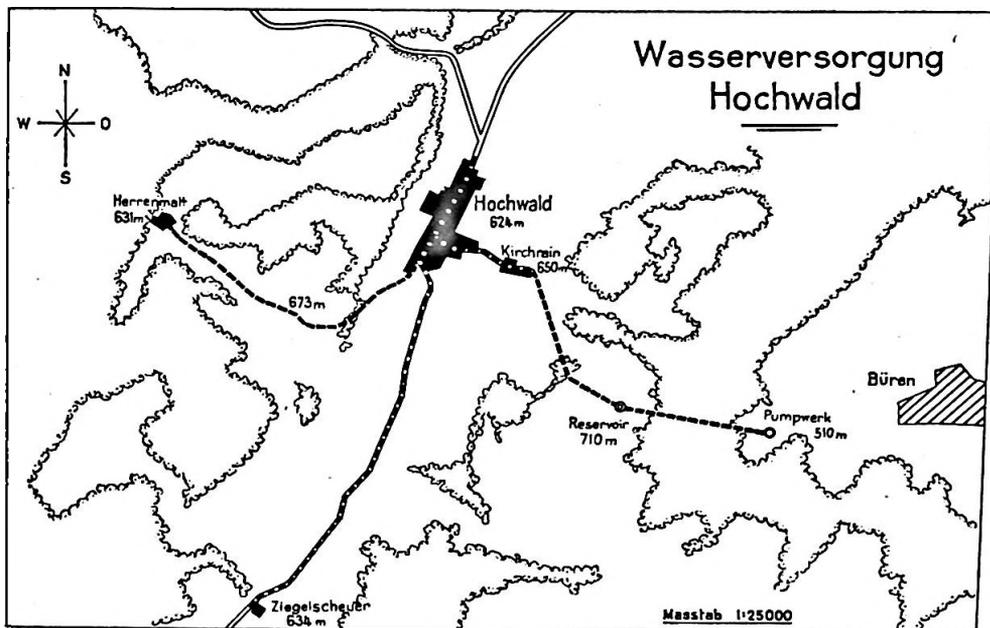
Das erste Projekt wurde nicht in Erwägung gezogen, da nach einem Gutachten des kantonalen Wasserwirtschaftsexperten kaum genügend Wasser gefunden würde, um das ganze Dorf zu versorgen.

Die Zuleitung der Dietelquellen mit 100 Minutenlitern aus dem Gemeindebann Bretzwil war veranschlagt mit Fr. 180,000.—. Infolge der hohen Kosten wurde dieses Projekt ebenfalls abgelehnt.

Das dritte und letzte Projekt, die Fassung der Duftbachquelle ob Büren mit einer Wassermenge von maximal 500—500 Minutenlitern und minimal 60 Minutenlitern warf viel Staub auf. Die Kosten dieses Projektes wurden auf Fr. 166,000.— veranschlagt. In geologischer Hinsicht wurde diese Quelle als nicht ganz einwandfrei befunden. Es wurde vermutet, dass Abwasser von Hochwald in diese Quelle gelange. Durch den Kantonschemiker wurden deshalb zwei Färbungen des Hochwalder Abwassers vorgenommen. Es traten aber weder bei der Duftbachquelle noch an einem andern Ort Spuren der Färbung auf, sodass angenommen werden musste, dass das Abwasser des Dorfes restlos versickert. Da die Färbversuche keinen weiteren Nachteil für die Duftbachquelle hatten, erfasste die Gemeinde Büren die Gelegenheit und erstellte eine neue Fassung für ihren Bedarf, sodass die Quelle für die Gemeinde Hochwald verloren ging.

Neben dem Ingenieurbureau Rapp hatte auch Unternehmer Heggendorf verschiedene Projekte für eine moderne Wasserversorgung ausgearbeitet; das eine war die Fassung des «Hutzmenbrunnens» und Leitung des Wassers vermittels eines Pumpwerkes in ein Reservoir auf die Anhöhe westlich des Dorfes. Infolge zu hoher Kosten und der Kompliziertheit der ganzen Anlage wurde das Projekt nicht ernstlich in Erwägung gezogen. Ebenso lehnte der Gemeinderat die Verwertung von Quellen im «Tiefenthal» ab. Die voraussichtlichen hohen Kosten liessen die für die Wasserversorgung begeisterten Gemüter wieder zur Ruhe kommen, und da die nachfolgenden Jahre ziemlich regenreich waren, schiefen die Projekte ein.

Anfangs der 1920er Jahre gab es dann wieder einen sehr trockenen Sommer und das Wasser musste rationiert werden. Während dieser Zeit war ein Einwohner auf die fixe Idee gekommen, es sei unter seinem Hause Erz zu finden. Ohne Wissen seiner Angehörigen grub er in seiner ehemaligen Werkstatt einen Schacht. Fast Tag und Nacht arbeitete er. In einer Tiefe von ungefähr acht Metern stiess er zwar nicht auf das ersuchte Gold, dafür aber auf eine Grundwasserader. Er beschaffte sich aus Basel eine Pumpe und montierte dieselbe zusammen mit einem Motor in seinem «Bergwerk» und förderte so das Wasser an die Oberfläche, liess es aber trotz der herrschenden Trockenheit in die Kanalisation abfliessen. Neben seinem Hause warteten die Leute stundenlang am Dorfbrunnen, bis wieder ein Kübel voll war, denn aus der Brunnenröhre floss nur ein «Schnapsbrünneli». Er lachte sich neben der Pumpe aber ins Fäustchen, denn er besass das begehrte Nass im Ueberfluss. Ironie des Schicksals! Vielen Leuten fiel die grosse Abwassermenge auf, aber man wusste vorerst nicht, woher sie kam. An einer Gemeindeversammlung lenkte ein Mithürger die Rede auf dieses Abwasser und der Gemeinderat wurde beauftragt, die Angelegenheit zu untersuchen. So kam es dann an die Oeffentlichkeit. Der Gemeinderat zog sofort einen Wasserexperten zu. Der hygienische Befund war nicht ganz einwandfrei. Trotzdem beschloss der Gemeinde-



rat das Wasser zu verwenden. Eine grössere Pumpe wurde montiert und das für Mensch und Vieh notwendige Nass in den Brunnen geleitet. Obwohl es in hygienischer Beziehung als nicht ganz einwandfrei befunden worden war, blieben Mensch und Vieh gesund und kein Krankheitsfall trat auf, der auf das Wasser zurückzuführen gewesen wäre.

Anno 1931 meldete sich beim Gemeinderat ein Wünschelrutengänger und machte sich auf die Suche nach Wasser. Beim Auffinden einer Quelle von 100 Minutenlitern war ihm vom Gemeinderat ein Betrag von Fr. 10.000.— vertraglich zugesichert worden. Dieser Wünschelrutenmann war in den nächsten Tagen das Dorfgespräch. Als er dann noch auf einem der höchsten Punkte westlich des Dorfes, nahe bei der Mariahilfkapelle, mit den Grabarbeiten begann, munkelte man, da stimme etwas nicht. Nach einer kargen Humusschicht kam schon eine kompakte Felsschicht zum Vorschein. Unentwegt grub er aber weiter, nahm Sprengungen vor und drang bis in eine Tiefe von acht Metern vor, aber es kam immer noch kein Wasser in Sicht. Ein Querstollen wurde gegraben, da ein erneuter Pendelversuch eine andere Stelle angezeigt hatte. Der Rutenmann hoffte, innert einigen Stunden auf die erhoffte Quelle zu stossen. Hierauf entschlossen sich einige junge Burschen, ihm bei den Grabarbeiten zu helfen. Mit viel Galgenhumor gingen sie zu Werke. Jeder hatte das nötige Quantum Trinkbares mitgebracht für den Fall, dass es mit dem Wasser nichts sei. Im Dorf konnte an diesem Abend kein Mensch schlafen, da man auf das vereinbarte Zeichen — Läuten mit dem Mariahilfsglöcklein, bedeute Wasser — wartete. Mitternacht war schon vorüber. Da tönnten plötzlich die hellen Klänge von oben ins nächtliche Dorf hinunter. Trotz dunkler Nacht pilgerten viele Leute, Junge und Alte, hinauf, um das Wunder mit ei-

genen Augen zu bestaunen. Aber oh weh, die Jungmannschaft hatte sich einen Scherz erlaubt und die nichtsahnenden Leute um den wohlverdienten Schlaf gebracht. Mit dem ersehnten Wasser war es nichts, dafür flossen Wein und Most in Strömen. Nach diesem Misserfolg verzichtete der Rutenmann auf weitere Grabungen.

Unterdessen waren einige Dorfbewohner auf ein Sumpfgebiet westlich Büren aufmerksam geworden. Der kantonale Brandinspektor, dem die Angelegenheit zu Ohren gebracht wurde, nahm sich sofort der Sache an und veranlasste die Behörden, die nötigen Untersuchungen in die Wege zu leiten. Sie fielen gut aus. Hierauf kaufte ein Hochwalder Bürger, der sich schon lange mit ganzem Herzen für die Wasserversorgung eingesetzt hatte, das Grundstück mit dem Quellgebiet zuhanden der Gemeinde an. Die Messungen der Quelle hatten eine Ergiebigkeit von minimal 100 und maximal 700 Minutenlitern ergeben. Das Ingenieurbureau Salzmann in Solothurn arbeitete ein generelles Projekt aus mit einem Kostenvoranschlag von Fr. 200.000.—. Trotz der hohen Kosten wurde dieses Projekt von der Gemeinde in Anbetracht der zu erwartenden Subventionen einstimmig genehmigt, denn jedermann sehnte endlich das köstliche Nass herbei, das bis anhin mit vielen Mühen vom Dorfbrunnen heimgeschafft werden musste. Die Bauarbeiten wurden zur Konkurrenz ausgeschrieben und anschliessend an verschiedene Unternehmer vergeben. Rüstig gingen die Arbeiten vorwärts. Mitte 1955 wurden die Hausanschlüsse erstellt und im August des gleichen Jahres wurde die gesamte Anlage in Betrieb genommen. Jubel herrschte im ganzen Dorf über das gelungene Werk.

Im Folgenden gebe ich eine kurze Beschreibung der Anlage: Die am Fusse des Tugberges entspringende Quelle mit einer Wassermenge von 300 bis 2000 Minutenliter ist vermittels eines offenen Grabens gefasst und wird der Sammelbrunnstube zugeleitet. Von da fliesst das Wasser in 15er Steinzeugröhren nach dem Sammelbassin von 30 Kubikmeter Fassungsvermögen, das sich unter der Pumpstation befindet. Die Pumpstation liegt 510 M. ü. M., und bis zum Reservoir sind 200 m Höhendifferenz zu überwinden, was durch zwei Pumpengruppen von je 25 PS Dauerleistung bewerkstelligt wird. Durch eine 750 m lange Druckleitung von 90 mm Lichtweite gelangt das Wasser von der Pumpstation in das 200 Meter höher liegende Reservoir. Da das Pumpwerk vom Dorf Hochwald weit entfernt liegt und hauptsächlich im Winter schwer und nur mit grossem Zeitaufwand zu erreichen ist, wurde im Schulhaus Hochwald eine Fernschaltapparatur mit selbstregistrierendem Wasserstandsanzeiger aufgestellt, um so die Anlage und die Wassermenge im Reservoir jederzeit kontrollieren zu können. Normalerweise wird durch automatische Einschaltung der Pumpen das Reservoir im Laufe der Nacht, also mit billigem Strom, vollgepumpt. Wird aber durch den Tag einmal viel Wasser verbraucht, so besteht die Möglichkeit, die Pumpen vom Schulhaus aus in Betrieb zu setzen und das Reservoir auf den gewünschten Stand zu füllen. Im Falle eines Defektes an der automatischen Einschaltung können die Pumpen ebenfalls vom Schulhaus aus in Betrieb gesetzt werden. Eine Signaleinrichtung ermöglicht die fortlaufende Kontrolle der Anlage; arbeiten die Pumpen ordnungsgemäss, brennt ein rotes Licht, liegt aber irgend eine Störung vor, leuchtet eine weisse Lampe auf. Die Pumpstation wurde mit einer

automatischen, elektrischen Heizanlage versehen, um einer eventuellen Einfrierungsgefahr vorzubeugen. Beim Absinken der Innentemperatur unter — 2 Grad wird die Heizung automatisch eingeschaltet. Die Ausschaltung geschieht ebenfalls automatisch bei 2 Grad über Null.

Das Reservoir liegt auf Quote 710 m östlich des Hofes Nettenberg und fasst in zwei Kammern 300 Kubikmeter Wasser, wovon eine Kammer als Löschreserve dient. Im Brandfalle kann diese Reserve durch Fernschaltung in Betrieb genommen werden. Vom Reservoir führt eine 180 mm Leitung ins Dorf, wo das Wasser in die verschiedenen Dorfgebiete mit 100—150 mm Leitungen verteilt wird. Für das Dorf, das eng beieinander liegt, war nur ein kleines Leitungsnetz erforderlich. Längere Leitungen benötigten nur die Höfe Herrenmatt und Ziegelscheuer. Nach der Herrenmatt wurden 1500 m und nach der Ziegelscheuer 1550 m Röhren verlegt. 29 Hydranten sind angeschlossen; davon sind 24 im Dorf, je zwei bei den Höfen Herrenmatt und Ziegelscheuer und einer beim Hof Nettenberg installiert. Letzterer liegt auf ungefähr 706 m Höhe und kann also nur zum Füllen einer Spritze verwendet werden. Druckproben bei den Hydranten haben ergeben, dass die Anlage sehr leistungsfähig ist. Das hat sich anno 1939 erwiesen, als mitten in einer Nacht Feueralarm gegeben wurde. Die betreffenden Gebäude standen beim Erscheinen der Feuerwehr schon in hellen Flammen, aber während 15 Minuten wurde dem Brand mit sechs Strahlrohren zu Leibe gerückt, und nach einer halben Stunde war er bereits gelöscht. Die Wasserversorgung hatte hier ihre erste Feuerlöschprobe mit gutem Erfolg bestanden.

Die Grabarbeiten für die Hausanschlüsse besorgten die Hausbesitzer selbst, so dass ihr Kostenanteil hiedurch verringert wurde. Reparaturen mussten in den verflassenen Jahren keine ausgeführt werden, sodass angenommen werden darf, dass die Anlage sorgfältig erstellt wurde.

Das gesamte Werk kam inklusive Hausleitungen auf rund Fr. 250.000.— zu stehen. An die subventionsberechtigten Kosten hat der Kanton Solothurn 50—50 Prozent Beitrag oder Fr. 87.000.— geleistet. Für die Gemeinde und Private sind nach Abzug dieses Beitrages noch rund Fr. 143.000.— verblieben, was eine grosse Belastung für die nur noch 480 Einwohner zählende Gemeinde darstellte. Zu dieser verbleibenden Kostensumme kommen jährlich noch rund Fr. 1400.— für Betriebs- und Unterhaltungsspesen. Die beträchtlichen Restkosten bedingen die Ansetzung eines hohen Wasserzinses, um die Schuld innert nützlicher Frist tilgen zu können. Auch wurden in jedem Hause Wasserzähler installiert, um den Wasserkonsum auf annehmbarer Stufe zu halten. Zufolge des hohen Wasserzinses war es möglich, in den verflassenen zehn Jahren die Schuld beträchtlich zu senken. Geht die Schuldentilgung in den nächsten Jahren im gleichen Umfange weiter, so wird es möglich sein, den Wasserzins bald bedeutend zu reduzieren.

Hochwald darf stolz auf seine Wasserversorgung sein, ist sie doch eine der modernsten im Kanton. Dank jenen, die in uneigennütziger Weise zum guten Gelingen des grossen Werkes beigetragen haben.



Burgen und Ruinen zwischen Aare und Rhein.

Von A. E. Jaeggli.

Bilstein.

8.

Burgstelle (?) (Gde. Langenbruck, Bez. Waldenburg, Kt. Baselland).

Name: Bilsten 1145, Bilstein 1505.

Bilstein, ein froburgisches Eigengut zwischen Waldenburg und Langenbruck, kommt 1145 durch Vergabung an das Kloster Schöntal. Mit diesem Gut wird ein habsburgisch-laufenburgisches Ministerialengeschlecht in Verbindung gebracht, das zwischen 1255 und 1288 in den Urkunden auftritt. In der froburgischen Schenkungsurkunde von 1145 wird ausdrücklich betont, dass im Gebiete von Bilstein keine Burg errichtet werden dürfe. Wenn also je eine dort gestanden hat, dann wird dies nur vor dem Datum der Schenkung gewesen sein. Spuren einer Burg wurden trotz gegenteiliger Behauptung bisher nicht gefunden. Es steht zudem gar nicht fest, ob zwischen dem habsburgischen Dienstmannengeschlecht von Bilstein und dem Froburger Hof Beziehungen bestanden haben.

Wappen der Herren von Bilstein: In Weiss drei rote, gelb besamte Rosen mit grünen Stielen und Blättern. Helmzier: Weisses Hörnerpaar, mit je drei Rosen besteckt.

Literatur: W. Merz. Burgen d. Sisgau I (1909), 103 f.

Birseck.

Burgruine im Sisgau (Gde. u. Bez. Arlesheim, Kt. Baselland).

Name: Birsegge 1244, Birscke inferior 1245, Birsckke 1268, Birsecke, Birs-egg, Birseckh im 14. Jahrhundert; Birssegk. Birssecke, Pirseck, Pirsegk, Byrsegk im 15. Jahrhundert; Byrscheckh und Bürseckh im 17. Jahrhundert.

Hinter dem Bezirkshauptort Arlesheim erheben sich auf einem ringsum freien Felskopf, aber nicht so dominierend wie die Nachbarburgen zu beiden Seiten, die Ruinen der einstigen Burg Birseck. Was wir heute mit diesem Namen bezeichnen, war einst das unterste Glied einer Burgenkette, die sich von Reichenstein über den Felsgrat hinunter bis zum Taleinschnitt hinter Arlesheim hinzog. Arlesheim, einer der letzten Aussenposten, die den elsässischen Herzögen jenseits der Birs noch geblieben waren, gehörte seit 708 dem Kloster Odilienberg. Dieses wird nun auf dem Bergrücken hinter dem Hofe jene Befestigungen erbaut haben, die sich wohl gegen die Aspirationen der froburgischen Ausdehnungspolitik richteten. Das genaue Baudatum ist nicht bekannt, doch dürften wir nicht fehl gehen, wenn wir es mit den Lebzeiten der beiden Froburger Grafen Hermann II. und III., also der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Verbindung bringen.

Im Jahre 1359 entschloss sich das Kloster Odilienberg, seinen Hof zu Arlesheim mit allem Zubehör dem Basler Bischof zu verkaufen. Die dazu gehörigen Burgen werden nicht ausdrücklich mitgenannt, aber späteren Urkunden ist zu entnehmen, dass sie damals im Kaufe mit eingeschlossen waren. Noch während einiger Jahre blieb diese Handänderung von den Froburgern angefochten, da diese in Arlesheim ebenfalls Güter erworben hatten und die Birs-

eckburgen als ihr Eigen beanspruchten. Schliesslich konnte der Streit 1245 zu Gunsten des Bischofs beigelegt werden. Die obere Burg (Birseke superior) kam bald darauf als Erbliehen an die Reich von Basel und erhielt nach diesen den Namen Reichenstein. Die untere Burg (Birseke inferior), in der Folgezeit einfach Birseck genannt, blieb vorderhand direkt unter den Bischöfen und diente diesen mehrmals als Residenz.

Beim grossen Erdbeben von 1556 zerfielen auch die Burgen bei Arlesheim und es dauerte eine gute Weile, bis Birseck wieder instand gestellt wurde. Dies wurde dann vom Ritter Hannemann von Ramstein und dessen Bruder Ulrich bewerkstelligt, die Birseck mit Arlesheim samt einigen andern Nachbarhöfen als Pfandgut erhielten. Erst 1455 wurde Birseck vom Bistum wieder eingelöst. Von dieser Zeit an bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Burg Amtssitz eines bischöflichen Obervogtes, der über die Dörfer Arlesheim, Reinach, Oberwil, Therwil, Ettingen, Allschwil und zeitweise auch über die rechtsrheinischen Güter des Bistums gebot.

1762 siedelte der damalige Vogt, Franz Karl von Andlau, ins Dorf Arlesheim über, da die Burg baufällig geworden war. Seine Frau, eine von Staal, liess zu Füssen der Burg jenen prachtvollen englischen Park errichten, der viele Fremde anzog und in den damaligen Reiseschilderungen als besondere Sehenswürdigkeit gepriesen wurde.

Als in den Revolutionsjahren die Franzosen ins Fürstbistum einrückten, fielen Burg und Park der Verwüstung zum Opfer. 1808 wurde das Schlossgut Privatbesitz. Der Park wurde wieder instandgestellt, aber die Burg blieb Ruine. Als solche, wenn auch in stark verkünstelter Gestalt, bietet sie sich dem heutigen Besucher dar.

Wie die Burg in früheren Zeiten ausgesehen hat, ersehen wir aus einer verhältnismässig grossen Anzahl zeitgenössischer Abbildungen, an Hand derer verschiedene Bauveränderungen festgestellt werden können.

Am ältesten ist der Holzschnitt der Dornacherschlacht, der kurz nach 1499 entstanden ist und uns die Burg von Westen zeigt. Von dem die gesamte Anlage überragenden, zinnengekrönten Rundturm läuft eine abgestufte Mauer hinüber zum viereckigen, ebenfalls mit Zinnen überhöhtem Wohngebäude, dessen Obergeschoss einen Gusserker und zwei Doppelfenster aufweist. Vor dem Turm befindet sich, von einem Gusserker an der Stufenmauer noch besonders gesichert, das äussere Eingangstor mit Zwinger. Eine etwas später entstandene Skizze weist den gleichen Baubestand auf, nur zeigen sich hier am Rundturm gegen Norden und am Wohngebäude in entgegengesetzter Richtung zwei weitere Erker. Der Meisnerische Kupferstich von 1650 zeigt den Rundturm mit einem Spitzhelm. Der Wohnbau ist höher aufgeführt und mit einem Walmdach und Ecktürmchen versehen. Der Torbau scheint erweitert, der ehemalige Zwinger zu einem mit Zinnen versehenen Gebäude erhöht. Davor liegt ein neuer Hof, dessen Mauer im Süden einen Garten umschliesst. An der Südostecke dieser Mauer lehnt sich ein Rundturm mit Spitzdach an. Wieder eine andere Zeichnung von 1665 bringt als Novum die Entfernung der ursprünglichen Stufenmauer mit dem Gusserker. Dafür ist das Gebäude über dem alten Zwinger noch weiter hinauf geführt und mit einem Walmdach versehen. Mit seinen drei grossen Rundbogenfenstern kennzeichnet es sich deutlich als Burgkapelle. Der runde Südostturm ist einem kleinen viereckigen Gartenhäuschen gewichen. Die späteren Ansichten weisen noch verschiedene Bauver-

änderungen auf, die der Gesamtlage ein stattliches Aussehen verliehen. Danach zog sich vom Wohnbau nach Nordosten eine hohe Ringmauer bis hinüber zum alten Rundturm. Eine Zufahrt führte von Nordosten her über einen Graben zur Stelle, wo neben dem Wohnhaus ein Tor mit Zugbrücke die Ringmauer durchbrach. Verschiedene alte Bauzeichnungen sind ebenfalls erhalten, nach denen man die Bauveränderungen noch genauer verfolgen kann.

Literatur: W. Merz, *Burgen des Sisgau* I (1909), 137 ff.; *Burgen und Schlösser der Schweiz* IVa (1932), 58 ff.; *Rauracher* IV (1932), 93 ff.; G. Wyss, *Gesch. d. Burg Reichenstein* (1933).

Böttstein.

Herrenhaus auf mittelalt. Burgstelle im ehem. Frickgau (Gde. Böttstein, Bez. Zurzach, Kt. Aargau).

Name: Botstein 1087, Botstein 1102 und 1124, Bozsten 1218, Bozestein 1259, Böstein 1291, Bötzstein 1400.

Auf einer Anhöhe am linken Aareufer beim Dörflein Böttstein, zwischen Leuggern und Villingen, erhob sich an Stelle des heutigen Herrenhauses im Mittelalter die Burg der Herren von Böttstein.

Geroldus de Botstein erscheint 1087 urkundlich als erster seines Geschlechtes. Als weitere Glieder der Familie werden genannt: Adilgoz 1102, Diethelm und Waltber 1115, Liutold 1124, Rudolf 1122—1151 und Otto 1159 als Aebte von Reichenau, Manegold 1155 als Abt von St. Gallen. Da mehrere dieser Böttsteiner sich zugleich «von Mammern» nennen, scheint Stammeseinheit oder doch nahe Verwandtschaft mit dem Freiherrengeschlecht am Bosensee zu bestehen.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts scheint die Burg in andere Hände übergegangen zu sein. Wir finden damals zu Böttstein begütert die aus dem Schwarzwald stammenden Freien von Tiefenstein, sowie das Kloster Säkingen, das Johaniterhaus Klingnau und die Freien von Wessenberg, letztere als Besitzer der Burg. Diese kam dann um die Mitte des 16. Jahrhunderts an die Herren von Hallwil. Später war die Stadt Brugg während kurzer Zeit Inhaberin der niedern Gerichtsbarkeit. 1597 kam die Herrschaft käuflich an den Junker Georg von Angeloch zu Baden, der sie dann neun Jahre später an die Gebrüder von Roll aus Uri weiterverkaufte. Diese erbauten 1615—1617 an Stelle der alten Burg, die damals nur noch als Ruine bestand, das jetzige Herrenhaus mit einer dem hl. Antonius geweihten Kapelle. Das Haus vererbte sich in der Familie von Roll und später in der verwandten Familie Schmid von Bellikon bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts. 1894 wurde dort ein katholisches Töchterinstitut eröffnet, das aber in seiner klösterlichen Form als verfassungswidrig von Kanton und Bund bald darauf wieder aufgehoben wurde. Seither blieb es Privatbesitz.

Die Lithographie von J. F. Wagner aus dem Jahre 1840 zeigt neben dem Herrenhaus noch einiges alte Gemäuer, doch kann die Ausdehnung der mittelalterlichen Burg erst durch Nachgrabungen ermittelt werden.

Wappen der Freien von Böttstein: Gelber, rot gitterter Schild.

Literatur: W. Merz, *Burganlagen d. Kts. Aargau* I (1905), 134 ff.; A. Nüscherer, *Aarg. Cotteshäuser*, 73 (*Argovia* XXIII, 1892).